

Abschaffen oder seinen ideologisch-technokratischen Gebrauch verhindern? Eine Kontroverse über den Begriff "Prävention", seine Bedeutungen und Wirkungen

Lüders, Christian; Kappeler, Manfred

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sonstiges / other

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lüders, C., & Kappeler, M. (2016). Abschaffen oder seinen ideologisch-technokratischen Gebrauch verhindern? Eine Kontroverse über den Begriff "Prävention", seine Bedeutungen und Wirkungen. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 36(139), 87-110. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-64001-9>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Christian Lüders & Manfred Kappeler

Abschaffen oder seinen ideologisch-technokratischen Gebrauch verhindern?

Eine Kontoverse über den Begriff „Prävention“,
seine Bedeutungen und Wirkungen

Das hier abgedruckte Gespräch führten Christian Lüders (Deutsches Jugendinstitut) und Manfred Kappler (Redaktion der „Widersprüche“) im November 2015. Die Transskription der Tonbandaufzeichnung machte Brigitte Henning, Berlin.

K: Herr Lüders; die Nr. 94 der „DJI Impulse“ (2/2011) hat den Titel „Mythos Prävention“. Warum Mythos, welcher Mythos-Begriff steckt dahinter?

L: Das ist in kritischer Intention geschrieben, weil wir auf der einen Seite beobachten, dass der Präventionsbegriff völlig entgrenzt verwendet wird, zur Universalantwort auf alle Probleme mutiert, von allen und jedem, unkritisch, unreflektiert benutzt wird, und wir dem auf der anderen Seite ein Gegengewicht entgegenstellen, ohne ihn völlig aufgeben zu wollen. Was wir versuchten, war der überbordenden und vielfach überzogenen Inanspruchnahme der Präventionsidee einen sachlichen Kern, genauer: einen fachlich begründbaren Kern entgegenzuhalten. Es war sozusagen der Versuch, in klassischer Weise angesichts eines zum Mythos mutierten Begriffes ein Stück Aufklärung zu betreiben – gleichsam die Idee vor ihrem Missbrauch und ihrer Entgrenzung zu retten.

K: Also würden Sie sagen, dass Prävention zur Mythologie der Sozialen Arbeit gehört?

L: In der Theorie und der Praxis nicht überall, aber überwiegend ja. Leider.

K: Und vielleicht in dem Sinne: Wir schützen Kinder und Jugendliche vor Gefahren, die ihnen in ihrer biografischen, aber auch in ihrer Generationenzukunft drohen – und vielleicht auch in dem Sinne Mythos, weil uns die Zukunft nicht verfügbar ist?

L: Ja, die Zukunft ist uns nicht verfügbar, wir kommen aber nicht drum herum, sie mitzugestalten. Zukunft ist uns nicht verfügbar, ist nicht technisch kontrol-

lierbar, ist nicht linear herstellbar. Alles richtig. Und trotzdem müssen wir uns ihr stellen in irgendeiner Weise. Wir können nicht so tun, als ob sie uns nicht mindestens als Vorschein – um einen Begriff von Ernst Bloch aufzunehmen – im problematischen wie im guten Sinne auf dem Tisch liegen würde.

K: Ich habe mir mal die analytischen Befunde aus allen Beiträgen des Heftes angeschaut. Zusammengefasst lautet die Bilanz eigentlich: Den Präventionsbegriff kann man nicht aufrechterhalten. Und dann habe ich mir angeschaut, was konkret zur Prävention gesagt wird und festgestellt, das sind nur Postulate, die da geäußert werden. Überwiegend ganz unspezifisch, eher allgemein formuliert. Oder es sind pädagogische Forderungen, die allesamt auf Bedingungen und Ziele eines möglichst optimalen Aufwachsens von Kindern und Jugendlichen in der Gesellschaft bezogen sind und für die es keine Bindung an Prävention und auch keine Präventionsbegründung geben muss, die man m. E. auch nicht an Gefahrenszenarien binden kann und soll. Ich habe mich gefragt: Warum wird dieser Begriff dann beibehalten? Zum Beispiel wenn Thomas Rauschenbach gleich in der Einleitung davon spricht, dass es in der Kinder- und Jugendhilfe diese positive Öffnung gibt, hin zu den Frühen Hilfen usw. Ich verstehe nicht, was das mit Prävention zu tun haben soll. Das sind doch wichtige Entwicklungen in der Kinder- und Jugendhilfe, die völlig unabhängig davon mit einem Fortschritt von erziehungswissenschaftlicher Erkenntnis und Praxisreflexion zu tun haben. Warum wird dann am Präventionsparadigma festgehalten?

L: Jetzt kann und will ich nicht alle Texte in dem impulse-Heft im Detail zu meiner eigenen Sache machen, weil es da auch erkennbare Differenzen gibt. Den Präventionsbegriff abschaffen, das war Ihre erste These. Ja, wenn man das so will und das radikalisiert, könnte man das tun. Das scheint mir nicht hilfreich, auch nicht erkenntnisförderlich zu sein. Das wäre ein klassisches Beispiel dafür, eine formulierte Kritik so zu überziehen, dass das, worum es geht, verschwindet. Damit ist das Problem nicht gelöst. Ich entkomme einigen Problemen und Paradoxien, die wir im Kontext der Präventionsidee beschrieben haben, nicht, wenn ich einfach so tue, als ob Prävention es nicht mehr gäbe und ich sie gleichsam semantisch abschaffe. Meine These wäre: Das geht nicht. Ulrich Bröckling hat vor über 10 Jahren m.E. treffend formuliert: „Ohne Vorbeugung könnte und wollte heute niemand leben“. An ihrer Aktualität hat diese Aussage nichts verloren.

Was die analytischen Aussagen angeht, kann man darüber diskutieren. Ich lerne daraus, wir müssen noch schärfer formulieren. Der Punkt, um den es mir und uns geht, ist der Versuch, eine Handlungslogik, die Struktur eines Handlungstypus nachzuzeichnen, die Probleme und darin eingebetteten Paradoxien, die Voraussetzungen zu benennen und Kriterien zum professionellen Umgang damit

zu formulieren. Dahinter steht die Überzeugung, dass man diesem Denk- und Handlungsmuster heute nicht entkommt. In der Sozialen Arbeit, aber auch in anderen Feldern, in denen Präventionskonzepte Anwendung finden, entkommt man diesem Typus des Handelns nicht. Wenn dies zutrifft, dann wäre es aus meiner Sicht die oberste Aufgabe, dieses Denken und Handeln zu verfachlichen. Das heißt, seine Voraussetzungen klar zu machen, seine Risiken zu explizieren, seine Paradoxien zu bearbeiten, seine unverzichtbaren Reflexionsnotwendigkeiten sichtbar zu machen und es so weit wie irgend möglich eben nicht einer unreflektierten, lebensweltlich begründeten Praxis und Konzeptbildung zu überlassen, um dann noch zu behaupten, es sei gutes pädagogisches Handeln. Klar zu machen wäre, wie anspruchsvoll dieser Typus fachlichen Denkens und Handelns ist und die professionellen Voraussetzungen dafür sichtbar zu machen. Insofern gilt es auf der einen Seite – ja – die Kritik zu formulieren, die Voraussetzung, die Bedingungen, die Schwierigkeiten, auch die Naivitäten benennen, aber zugleich auch zu erkennen, man kann Prävention gar nicht abschaffen, weil das Handeln auf die Zukunft hin orientiert ist und man sich deshalb auch der Frage stellen muss, wie man sich auf ggf. unerwünschte Zukünfte beziehen soll und kann. Das ist etwas, was man nicht abschaffen kann – auch nicht in pädagogischen Kontexten. Ein ganz einfaches Beispiel: Wenn ich im sozialpolitischen bzw. pädagogischen Zusammenhängen arbeite, will ich nicht, dass Kinder in Armut aufwachsen. Dann tue ich alles, um das zu verhindern bzw. Beiträge zur Vermeidung zu leisten.

K: Warum nennen Sie das Prävention, wenn es darum geht, gesellschaftliche Verhältnisse herzustellen, in denen Kinder nicht in Armut aufwachsen müssen?

L: Ich würde sozialpolitische Maßnahmen und eine gerechtere Reichumsverteilung nicht als Prävention bezeichnen – obwohl diese übrigens sehr wohl präventive Wirkungen entfalten können. Aber dort, wo es dann um die intendierte Vermeidung von unerwünschten Entwicklungen geht – z.B. im Kontext pädagogischer Förderung zur Vermeidung von Schulversagen – handelt es sich um Prävention. Um was denn sonst? Man darf das nicht in einem engen technologischen Sinne denken – nach der Art, wenn ich das mache, kommt das dabei raus. Das wäre naiv. Es bleibt aber ein Denken und Handeln, das auf die Vermeidung wie auch immer gearteter und definierter unerwünschter Entwicklungen abzielt.

K: Herr Lüders, Sie schlagen vor, den Präventionsbegriff genau zu überlegen, ihn zu diskutieren und dann zu entscheiden, was man als fachliches präventives Handeln machen will. Nun gibt es ja die Kritik an den problematischen Wirkungen des Präventionsdenkens, an der Präventionslogik überhaupt, schon sehr lange. 1983 ist, glaube ich, der Sammelband von Manfred Max Wambach *Der Mensch als Risiko* erschienen. In den siebziger Jahren schon hat Robert Castel für Frankreich diese

Präventionsstrategien bezogen auf die Soziale Arbeit in Frankreich beschrieben. Und die „Widersprüche“ haben 1987 ein Heft dazu gemacht. Ich habe 1999 im „Hamburger Forum für Kinder und Jugendarbeit“ eine Kritik am Umgang mit Prävention in der Praxis der Kinder- und Jugendhilfe veröffentlicht. Und so geht es weiter. Das heißt, sagen wir mal in den vergangenen 25 bis 30 Jahren hat es sozialwissenschaftliche und erziehungswissenschaftliche Grundlagenkritik am Präventionsbegriff, am Präventionsdenken und am Präventionshandeln gegeben. Man hätte also – das ist jetzt meine These – schon vor Jahrzehnten wissen können, welche Wirkungen, die Sie vielleicht als Nebenwirkungen bezeichnen würden, mit diesem Denken in Theorie und Praxis verbunden sind. Bis dahin, dass es inzwischen eine Semantik der Prävention gibt, eine „Präventionssprache“, die auch wiederum das Denken und Sprechen von Generationen von Kollegen und Kolleginnen bestimmt und sich auf ihr Handeln auswirkt. Ich meine diese Sprache der Dramatisierung, auf die Helga Cremer-Schäfer schon in den Neunzigern hingewiesen hat. Das Wissen über die Probleme mit der Prävention ist also schon ziemlich alt. Und auch vom DJI ist es 2011 in „Mythos Prävention“ bestätigt worden. Wie kann man sich erklären, dass die veröffentlichten Problemanzeigen zur Prävention offensichtlich von der Sozialen Arbeit, von der Kinder- und Jugendhilfe, über Jahrzehnte ignoriert worden sind und erst in jüngster Zeit langsam in die Diskussion kommen und dass, wie Sie mir berichtet haben, auch Ihre eher pragmatische Kritik heftige ablehnende Reaktionen hervorgerufen hat? Ist das nicht ein Hinweis darauf, dass Ihr Vorschlag, die Diskussion zu verfachlichen, um eine fachlich begründete Option für präventives Handeln zu gewinnen, eine Illusion ist? Ich habe in meiner Studie „Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen“ (2000) die Bedeutung des eugenischen Paradigmas in der Geschichte der Sozialen Arbeit untersucht und festgestellt, dass es seit dem Beginn des präventiven Denkens in der frühen Neuzeit gegen die diversen Präventionsprogramme, zu deren folgenreichsten die eugenische Bevölkerungspolitik gehören, Warnungen gegeben hat. Die hat es immer gegeben. Die Soziale Arbeit im Ganzen hat die aber nie aufgenommen, hat sie immer ignoriert. Das hat mich zu der Auffassung gebracht, dass die Soziale Arbeit auf eine Weise konstruiert ist, solche gesellschaftlichen Funktionen hat, dass ein Umgang mit Prävention, dem es gelingt, ihre problematischen Wirkungen zu vermeiden – wie Sie ihn fordern – nicht möglich ist.

L: Ich teile erst mal Ihre Diagnose: In der Tat, die Soziale Arbeit hat die Präventionskritik nicht im Kern aufgenommen. Beim Nachdenken über die Gründe wende ich mich kritisch gegen die Kritik. Meine These wäre: Die Kritik am Präventionsbegriff war zu radikal, hat Verschwörungstheorien entwickelt und ist damit

über das Ziel hinausgeschossen. Dies führte dazu, dass sie für Anforderungen im professionellen Alltag nicht mehr anschlussfähig war, denn wie gesagt, wer praktisch-professionell handeln muss, entkommt den Präventionsparadoxien nicht. Der Präventionsgedanke ist in modernen Gesellschaften – man kann die historische Entwicklung dazu bei Michel Foucault wunderbar nachlesen – so tief habituell verankert, dass er schnell und kritiklos in den politischen Debatten, in den öffentlichen Debatten und den Professionen verwendet werden kann. Und wir kennen ausreichend viele Propagandisten, die plausibel argumentieren, dass früher anfangen, frühzeitig intervenieren der richtige Ansatz wäre und dass Vorbeugen besser als Heilen sei. Damit kann man sogar Werbung machen. Zugleich haben Sie völlig recht: Nicht nur im historischen Rückblick, sondern bis in die Gegenwart hinein wurden und werden unter dem Vorzeichen Prävention schreckliche, unerträgliche und abstruse Eingriffe bis hin zur Vernichtung „unwerten Lebens“ möglich und gerechtfertigt. Aber die daraus abzuleitenden Einwände prallen ab, wenn man die Kritik überzieht und sich nicht der Unvermeidbarkeit und der praxisentlastenden Funktion präventiven Denkens und Handelns stellt, um dieses dann zu limitieren. Das ist ohne Zweifel ein schwieriger und anspruchsvoller Weg; ich sehe nur keine Alternative – zumindest nicht in modernen Gesellschaften. Vor diesem Hintergrund setze ich gleichsam auf immanente Kritik und Reflexion. Also etwas vereinfacht gesagt: Lasst uns die Struktur dieses Denk- und Handlungsmusters und seine Paradoxien explizieren, lasst uns verstehen, was man tut, wenn man präventiv handelt, welche Prämissen dabei nicht selten implizit am Werke sind, wie man überhaupt dazu kommt, Ereignisse, Zustände, Entwicklungen, Prozesse etc. als unerwünscht zu definieren, welche Mechanismen und Mächte dabei eine Rolle spielen und so weiter und so fort. Es ist ein Versuch. Sie können das selbstverständlich als naiv kritisieren und darauf hinweisen, dass, nachdem die Geschichte gesprochen hat, dies alles böse sei und ich möglicherweise ein Illusionist sei. Ich setze dem entgegen: Ich habe Prävention nicht erfunden, sondern sie ist in vielfältigen Formen eine gesellschaftliche Realität. Vor diesem Hintergrund ist es eine Aufgabe von Reflexion und Wissenschaft, die Logik der Praxis aufzuklären, sie zu unterstützen, sich klarzumachen, was man da tut, die Mechanismen und Voraussetzungen des eigenen Handelns, die eigene Rolle und Funktion zu verstehen, und jetzt sage ich noch mal, die schlimmsten Naivitäten zu vermeiden. Und wir dürften uns einig sein, dass noch erheblicher Aufklärungsbedarf besteht. Der Unterschied zwischen uns beiden ist: Sie sagen, man soll es abschaffen, weil die Funktionsimperative der Sozialen Arbeit so sind, das kann nicht funktionieren. In Klammern: Was wäre die Alternative? Das müssen wir jetzt nicht diskutieren. Und ich sage: Man kann das Präventionsdenken

nicht abschaffen. Man kann nur aufklären und versuchen zu begrenzen, unter Umständen auch verweigern.

K: Schau'n wir mal. Also in einem der Texte habe ich gelesen – ich glaube in der Einleitung – unter der Hand habe sich ein Präventionswahn entwickelt, bei dem am Ende alles Prävention sei und ohne Prävention nichts ist. Warum unter der Hand? Also das würde ja unterstellen, blind und ohne Bewusstsein, ohne Zutun. Das kann ich mir nicht so richtig vorstellen, dass das so passiert, weil auch die Präventionsstrategien und -projekte ausgedacht werden müssen. Das geht ja nicht ohne Denken. Und – ja, das ist meine Frage: Was bedeutet dieses „unter der Hand“, als wäre es jemandem „so passiert“.

L: Natürlich müssen Projekte konzipiert werden, es gibt politische Entscheidungen, Förderbewilligungen usw. Völlig richtig. „Unter der Hand“ meint an dieser Stelle etwas anderes. „Unter der Hand“ meint, dass die „Vorbeugen ist besser als Heilen“-Idee, also die Präventionsidee, mittlerweile in einer Weise zu einer lebensweltlichen Gewissheit geworden ist, dass man sie gleichsam ohne weiteren Begründungsbedarf als argumentative Ressource nahezu überall in Anspruch nehmen kann. Es gibt also eine nicht mehr reflektierte öffentliche, politische und professionelle Gewissheit, auf die man sich berufen kann. Ihre Attraktivität liegt in ihrer Selbstverständlichkeit und den damit einhergehenden Gewissheiten. Und weil diese nicht mehr expliziert und problematisiert werden müssen, entfalten sie ihre Wirkung gleichsam unter der Hand.

K: Ja, das ist der Grund, warum wir in der Widersprüche-Redaktion zu der Auffassung gekommen sind, man sollte der „Prävention vorbeugen“, wie das ein bisschen wortspielerisch formuliert worden ist. Also das „unter der Hand“ ist eine Konsequenz des Begriffs und die Akteure der Prävention haben versäumt, sich diese Konsequenz klarzumachen. Aber auch, wenn man sie sich klarmacht, verschwindet sie ja nicht. Ich glaube, dass sich in dem „Unter-der-Hand“ widerspiegelt, dass die Präventions-Logik eine Semantik hervorgebracht hat, die nicht aus Unachtsamkeit oder so entstanden ist, sondern weil sie mit diesem Begriff zusammenhängt, gewissermaßen von ihm hervorgebracht wird. Begriffe strukturieren unser Denken. Denken, Sprechen und Handeln hängen zusammen. Ich glaube nicht, dass es möglich ist, aus dem Begriff quasi auszusteigen bzw. ihn trotz aller Kritik an seinen Implikationen weiter zu verwenden, in der Hoffnung, ihre Wirkungen vermeiden zu können. Deswegen war mir diese Formulierung „unter der Hand“ so wichtig. Wie kommt es, dass praktisch flächendeckend ein so unreflektierter „unbegriffener“ Umgang mit Prävention sich in der Kinder- und Jugendhilfe und der Sozialen Arbeit insgesamt etablieren konnte, wie Sie es gerade beschrieben haben?

L: Nun ja, ich habe es angedeutet: Das präventive Denken ist der Moderne gleichsam inhärent und die Kinder- und Jugendhilfe bzw. die Soziale Arbeit bedient sich dessen. Hinzu kommt, dass mit dem Präventionsgedanken in der Kinder- und Jugendhilfe ein Modernisierungsschub verbunden war. Man muss nur ein wenig in der Geschichte der Kinder- und Jugendhilfe bzw. der Sozialpädagogik und Sozialen Arbeit blättern und rund 25 Jahre zurückgehen. Wie kaum ein anderer Text hat dies der Achte Jugendbericht auf den Punkt gebracht. Prävention wurde damals als eine zentrale Strukturmaxime einer modernen Kinder- und Jugendhilfe ausgewiesen und eindeutig in Stellung gebracht: Prävention versus Reaktion, Intervention Repression und Kontrolle. Dieses Denken ist bis heute wirksam und passt nach wie vor – wie oben schon gezeigt – in die Zeit.

Die Differenz liegt – glaube ich – zwischen uns beiden an einem interessanten strategischen Punkt. Ich kann ja vielen Ihrer Einwände zustimmen. Nur ziehe ich aus ihnen andere Schlüsse und setze auf kritische Aufklärung und fachliche Begrenzung. Ob man mit dieser Strategie erfolgreich sein wird, ist eine ganz andere Frage; aber zumindest kann man den Versuch unternehmen. Die Differenz liegt möglicherweise in der Alternative. Meine These wäre: In dem Moment, in dem ich die Konsequenzen ziehe, die Sie ziehen, nämlich den Begriff abzuschaffen, produziere ich an dieser Stelle unvermeidlich Sprachlosigkeit. Dann hätte der Mythos gleichsam endgültig gewonnen. So habe ich Aufklärung nie verstanden. Meine Vorstellung ist: Ich arbeite mich an einem in modernen Gesellschaften tief verankerten Problem ab und versuche, es mit den Mitteln der Kritik zu limitieren. Der Verzicht darauf würde entweder in eine Apologie naiver Präventionsvorstellungen münden oder aber Sprachlosigkeit erzeugen – was zuletzt aufs Gleiche hinausläuft.

K: Gut. Ich will gleich mal versuchen, darauf einzugehen, weil ich schon sehe, wenn ich jetzt die einzelnen analytischen Befunde des „Mythos Prävention“ nehme, dann sind wir uns bezogen auf Kritikpunkte immer ganz schnell auch einig. Aber wenn ich jetzt sagen würde, – das wäre jetzt der nächste Punkt gewesen – es besteht die Gefahr, dass der „biografische Blick nach vorne“ – das ist so eine Formulierung aus einem der Texte – mit der Erwartung verknüpft wird, mit Prävention sämtliche Wechselfälle des Lebens in den Griff zu bekommen. *L:* Genau.

K: Und sie an die Stelle von anderen Jugendhilfeaktivitäten zu setzen, mit der Absicht, Einsparungen bei den mit einem individuellen Rechtsanspruch versehenen Hilfen zur Erziehung zu erzielen.

L: Genau.

K: Das sind alles Zitate aus „Mythos Prävention“, die sich gegen Prävention als Strategie des Einsparens richten.

L: Die Kritik richtet sich gegen ein naives technologisches Verständnis von Prävention, das glaubt, große Einsparpotenziale versprechen zu können. Es richtet sich gegen ein Verständnis von Prävention, das glaubt, instrumentell Zukunft zu gestalten zu können usw.

K: Damit sind die „Schattenseiten“ von Prävention beschrieben?

L: Genau.

K: Daraus ergibt sich eine Kritik am angeblichen „Präventionsbedarf“ und an „Präventionsversprechen“ als taktische Begründungen für fast jede zusätzliche Aktivität, die man noch irgendwie machen will im Interesse der Kinder und Jugendlichen, die aber im SGB VIII Katalog keine Finanzierungsgarantie haben. Z.B. in der Kinder- und Jugendarbeit nach § 11. Ich mache hier noch ein bisschen weiter – und komme später auf ihren Punkt mit der „Sprachlosigkeit“ zurück – denn wir haben das noch nicht diskutiert, dass die Kinder- und Jugendhilfe, wenn sie den Präventionsansatz benutzt, immer das Präventionsversprechen abgibt, abgeben muss. Es muss versprochen werden, ein drohendes Problem in den Griff zu bekommen. Es muss überzeugend dargestellt werden, dass mit diesem Präventionsansatz die Gefahr gebannt oder mindestens reduziert werden kann. Und dieses Präventionsversprechen kann eigentlich niemand abgeben. Es zeigt sich immer wieder, dass die vielen unbekannten Implikationen im Prozess dazu führen, dass nicht erreicht bzw. eingehalten werden kann, was am Anfang versprochen wurde. Ganz abgesehen davon, dass Präventionseffekte m.E. nicht wirklich evaluiert werden können und immer nur retrospektiv „zuschrieben“ werden. Es sei denn, man macht so kurze Zeitsegmente bezogen auf Problemsituationen, die ich gar nicht im Bereich von „Prävention“ ansiedeln würde. Das Präventionsversprechen muss, um die Politik und die Leute, die das Geld geben, zu überzeugen, abgegeben werden. Und dann wird man auch noch in die Verantwortung für die Ergebnisse genommen. Das ist ein Thema, das sich durch die Artikel in „Mythos Prävention“ zieht. Die Konsequenz daraus ist immer nur: Wir müssen sehr viel genauer evaluieren, wir müssen im Sinne auch Ihres Begriffs von Fachlichkeit die Dinge eingrenzen und mit der Evaluation erreichen, dass das, was Prävention leisten kann, auf den Punkt gebracht wird und das, was sie nicht leisten kann, die falschen Versprechen, die damit verbunden sind, ausgeschaltet werden können. Aber dieses Präventionsversprechen verselbstständigt sich ja. Das ist meine Beobachtung. Es verselbstständigt sich in diesem Dramatisierungsdiskurs. Ein Beispiel: Als in Berlin-Neukölln, wo viele türkische und arabische Jugendliche leben, vor einigen Jahren aus Einsparungsgründen ein Jugendclub geschlossen werden sollte, sagte der Leiter in einem taz-Interview sinngemäß: „Meine Arbeit in diesem Jugendclub ist Terrorismusprävention. Hier kommen sehr viele arabische und türkische

Jugendliche hin, und die Gesellschaft wird schon sehen, was sie davon hat, wenn sie einen Jugendclub schließt, in dem diese Jugendlichen davon abgehalten werden, Terroristen zu werden.“ Er war von seiner Argumentation überzeugt und hat nicht gemerkt, dass er die Jugendlichen damit als potenzielle Terroristen stigmatisiert hat. Das ist doch völlig irre. Diese Präventionsversprechen in Dimensionen, die von niemandem mehr kontrollierbar sind, verselbstständigen sich, obwohl die damit verbundenen negativen Wirkungen schon in den 70er Jahren, bezogen auf die damals inflationär verwendete Begründung von Aktivitäten der Jugendarbeit als „Drogenprävention“, genau beschrieben und veröffentlicht wurden. Genützt hat es nichts. Inzwischen sind die mit dem gleichen Muster argumentierenden Programme kaum noch zu überschauen. Spitzenreiter ist schon seit vielen Jahren die „Gewaltprävention“. Das zeigt ja auch ein Artikel in „Mythos Prävention“. Das ist ja unglaublich, was gerade in Sachen Gewaltprävention produziert wird an Bildern, an Versprechungen, an Hoffnungen und an Stigmatisierungen. Glauben Sie, dass man das alles runterholen kann auf eine Verfachlichung des Präventionsbegriffs? Dass man diese Eigendynamik, die da drin steckt, diese Spirale von Dramatisierung und Stigmatisierung – dass man das einfangen kann und dass man das auf den Punkt bringen kann, den Sie sich wünschen?

L: Das ist eine empirische Frage. Und die Antwort heißt redlicherweise Nein. Es wäre reichlich vermessen, angesichts der gesellschaftlichen Verhältnisse und Diskurse zu erwarten, dass unsere Kritik an diesen Dynamiken zeitnah viel ändert. Aber sollen wir deshalb schweigen und was wären die Alternativen? Man kann nur immer wieder vor der leichtfertigen Nutzung der Verdachtslogik warnen, die Stigmatisierungslogik aufdecken, die Gefährdungslogik als unberechtigt entlarven. Ich gebe zu, dass ich mir zwischendurch kurz vor Verzweiflung die Haare raufe. Erwiesen wird damit aber nur die Mächtigkeit des Präventionsdiskurses. Und weil dieser so mächtig ist, kann man ihn nicht einfach abschaffen und an dieser Stelle intellektuelle Sprachlosigkeit setzen. Natürlich haben Sie recht, wenn man die üblichen Präventionsversprechen wirklich ernst nehmen würde, wenn man die Versprechen und Bemühungen als Gewährleistungen nehmen würde, dann ist das Scheitern eigentlich gleich eingeplant. Interessanterweise, und das finde ich schon eine bemerkenswerte Entwicklung, wissen das aber alle. Aber das gemeinsame Spiel läuft so. So werden im Übrigen Angebote, Programme und Initiativen über lange Zeit möglich, deren Abschaffung für mich nur zynisch wäre.

K: Das finde ich eine ganz tolle Mitteilung von Ihnen. Es war doch so: Am Anfang war bei den Akteuren ein strategisch-taktisches Bewusstsein von den „Präventionsversprechen“ noch da. Ich erinnere mich, als Mitte der Neunzigerjahre dieses AGAK-Programm als Bundesmodellprogramm für die neuen Bundesländer

implementiert wurde, zunächst mit 30 Millionen, dann die Verlängerung auf 50 Millionen. Einen der regionalen Koordinatoren oder Bereichsleiter kannte ich. Eines Tages haben wir telefoniert und ich fragte ihn: „Wie geht es denn jetzt weiter mit eurem AGAK-Programm, das läuft doch jetzt aus. Und ihr habt ja alle möglichen Projekte der Jugendarbeit damit finanziert“. Da hat er zu mir gesagt: „Ach weißte, da müssen die Jungs nur mal wieder richtig auf den Busch klopfen, dann geht das schon weiter“. Und im weiteren Gespräch kam dann heraus, dass er durchaus gesehen hat, dass durch die Abwicklung der Jugendclubs, die formal von der FdJ noch geleitet wurden in den letzten DDR-Jahren, sich aber inhaltlich weitgehend vom Staatsjugend-Verband verselbstständigt hatten, dass durch diese komplette Abwicklung der Jugendarbeit in der ehemaligen DDR ein Kahlschlag geschaffen worden ist und Jugendarbeit sich nur noch neu entwickeln konnte über Mittel aus dem AGAK-Programm. Er hat gesagt: „Na ja, das ist natürlich alles Quatsch mit dieser Gewaltprävention und mir ist vollkommen klar, was das alles bedeutet“. Das wussten alle, bis in die Ministerien hinein, 1995/96 war das, glaube ich. Und für diesen Anfangspunkt kann man natürlich sagen, das war eine strategisch-taktische Geschichte. Weil nur über diesen Weg Geld bekommen werden konnte, um in der ehemaligen DDR wieder Jugendarbeit in Gang zu setzen.

L: Der Bund hätte gar nicht anders finanzieren können, wenn er nicht so einen Weg gefunden hätte.

K: So – jetzt muss man sich vorstellen, diese Strategie wird gefahren und die Projekte haben erstmal dieses Label. Und jetzt häufen sich die Berichte. Also es gibt Berichtspflichten. Alle paar Monate muss irgendwie berichtet werden, wie bezogen auf den Ansatz, für den das Geld bewilligt worden ist, die Sache funktioniert. Und diese Berichte, die schaffen eine Art historischen Bodensatz in den Ministerien und in den Köpfen der nachfolgenden Referenten, Sachbearbeiter usw. Das heißt, der ursprüngliche Ansatz „Wir machen hier Jugendarbeit und wir Akteure wissen, dass das mit der Gewaltprävention eine aufgesetzte Argumentation ist und ein taktischer Weg, um die Knete zu kriegen“, geht in der Geschichte irgendwann verloren. Diese Berichte schaffen Bilder und Sichtweisen, die sich schließlich verselbständigen und die bleiben. Sie beeinflussen das Denken der Professionellen auf allen Ebenen und prägen ihre Sprache. Als historisches Beispiel möchte ich an die „Karriere“ des unseligen Verwahrlosungsjargons erinnern, die nach dem gleichen Muster verlief und nur durch die ersatzlose Streichung des Verwahrlosungsbegriffs beendet werden konnte – leider nur vorübergehend, wie es gegenwärtig scheint. Ich stimme Ihnen aber an folgendem Punkt zu: Z.B. heute eines der erfolgreichsten Streetworker-Projekte in Berlin, nämlich Gangway, abzuschaffen, wäre eine Katastrophe. Wäre völlig unsinnig.

L: Ja, genau.

K: Aber jetzt, nachdem sich 20 Jahre lang diese Sprachmuster, diese Denkmuster etabliert haben, führen die in den Projekten, die einfach eine gute professionelle Alltagsarbeit machen, ein verselbstständiges Leben. Und ich merke das, wenn ich mit den Kolleginnen und Kollegen rede, dass dieser Rückbezug „Überlegt doch mal, wie ist denn Gangway damals in den Neunzigern gegründet worden“, vor allem bei den Jüngeren nicht mehr vorhanden ist. Gangway macht tolle Begleitung, Beratung und kulturelle Arbeit usw. Da zu arbeiten, ist für junge KollegInnen ein Privileg. Und die gehen mit dem Bewusstsein dorthin, Prävention zu leisten, obwohl sie die Jugendlichen bezogen auf deren Probleme im Hier und Jetzt unterstützen, wenn es gut geht mit positiven Wirkungen für das unmittelbare Morgen. Warum diese Arbeit mit „Prävention“ begründen? Sie hat ihren Wert in sich. Und doch haben Sie recht. Gangway, das aus der Konjunktur von „Gewaltprävention“ entstanden ist, abzuschaffen, oder was einmal über das AGAG-Programm an Jugendarbeit in den neuen Bundesländern entstanden ist, abzuschaffen, weil es mit „Prävention“ begründet wurde und wird, wäre natürlich Wahnsinn. Aber man muss diese Begründung da rauskriegen. Man muss heute sagen: „Passt mal auf, das war eine historische Situation, in der wir zu dieser Argumentation gegriffen haben, die ist obsolet. Wir müssen davon weg. Wir machen hier Jugendarbeit, Jugendkulturarbeit und, und, und, --- weil Kinder und Jugendliche das brauchen. Das sind alles Angebote der Kinder- und Jugendhilfe, die mit Prävention nichts zu tun haben und nicht damit begründet werden müssen. Warum halten wir das aufrecht? Und ich will noch was sagen: In den Köpfen von heutigen PolitikerInnen und FunktionsträgerInnen der Jugendbürokratie wird „Prävention“ wie eine gegebene selbstverständliche Naturtatsache gesehen. Die haben nicht den kritischen Blick wie Sie, Herr Lüders, oder wie ich, die wir aus dieser Geschichte kommen. Ich halte das für eine Gefahr. Man kann Parallelgeschichten dazu in der Geschichte der Sozialen Arbeit entdecken. Ich habe schon das eugenische Paradigma angesprochen. Wenn Sie sich anschauen, wie sich das Eugenische Denken in der Sozialen Arbeit etabliert hat, lange vor 1933 und dass das 1945 nicht zu Ende war, sondern weitergegangen ist bis in die Siebziger – das kann man doch nicht ignorieren.

L: Der Verweis auf eugenisches Denken ist einschüchternd und verhindert jede weitere Differenzierung.

K: Ein historisches Beispiel.

L: Ja, es ist ein historisches Beispiel, an dem es erst mal nichts wegzudiskutieren gibt. Schwierigkeiten habe ich mit der Analogisierung zu heute. Dann wird daraus ein moralisierender Hammer, der alles ohne Unterschied auf die böse

Seite stellt. Zudem kann ich mich nicht ganz des Eindrucks erwehren, dass bei Ihrer Argumentation sowohl in Bezug auf die Politik bzw. politische Administration als auch die Praxis ein paar verschwörungstheoretische Versatzstücke sich festgesetzt haben.

K: Wir können auch bei den Jugendämtern bleiben.

L: Ich möchte nicht pauschal auf den Behörden, den die Programme offiziell finanzierenden und politisch entscheidenden Verwaltungen herumhacken, weil ich seit über 20 Jahren mich in Ministerien auf unterschiedlichen Ebenen bewege. Und ich erlebe dort sehr, sehr Unterschiedliches. Ich wurde mit solchen Verdichtungen, solchen Engführungen von Möglichkeiten, wie Sie sie beschreiben, konfrontiert, ich habe aber geschicktes strategisches Denken erlebt, das sich politische Muster zu eigen machte, um Dinge durchzusetzen, die möglicherweise ganz andere Zwecke haben. Und dann stehen diese Argumentationsfiguren zur Prävention im Raum und man nutzt sie natürlich. Da sind strategisch geschickt mit allerlei argumentativen Wendungen Programme und Rahmenbedingungen auf den Weg gebracht worden, die ich nach wie vor nicht missen möchte und die ich auch bereit bin, durchaus als veritable Fortschritte zu betrachten. Deswegen wäre ich sehr vorsichtig mit Verselbstständigungsthesen.

K: Ja. Nur die ganze Präventionssemantik ist eine aufgesetzte Geschichte, die hätten die gar nicht nötig.

L: Nun ja, so ganz entkommt man der Präventionslogik eben doch nicht. Diese ist ein Stück weit – auch für Projekte wie Gangway – konstitutiv, weil man in der praktischen Arbeit ständig mit der Frage konfrontiert wird, welche zukünftigen Entwicklungen eher erstrebenswert erscheinen und welche eher vermieden werden sollen und was dafür als jeweils förderlich bzw. hinderlich betrachtet werden muss. Und selbstverständlich gibt es dabei Konstellationen, die besser vermieden werden – und sei es nur, dass Knast und ähnlich wenig erfreuliche Dinge vermieden werden sollen. Schon stellt man sich präventionslogischen Fragen: Was muss man tun, um dies oder jenes zu vermeiden? Pädagogische Arbeit ist in gesellschaftliche Machtverhältnisse eingebunden und unterliegt ziemlich wirksamen Definitionsprozessen. Die Jugendlichen kriegen unter Umständen ganz schnell Ärger in bestimmten Konstellationen. Pädagogische Praxis kann dies fachlich reflektieren und nicht intendierte Nebenfolgen aufspüren und zu vermeiden (sic!) suchen. Aber sie entkommt dieser Logik nicht vollständig.

K: Ja. Also das würde jetzt zu weit führen. Wenn ich mich erinnere, wie wir 1968 und danach darüber geredet haben, wie es gelingen könnte, mit unserer Sozialen Arbeit Jugendliche aus dem Proletariat vor Deklassierung zu schützen.

L: Eine Präventionsaufgabe.

K: Ja. Aber wir haben den Präventionsbegriff und diese Semantik und diese Logik nicht nötig gehabt, um das zu beschreiben, was Sie meinen. Mit dem Deklassierungsbegriff hatten wir einen analytisch gewonnenen direkten Bezug auf soziale Strukturen, auf grundlegende gesellschaftliche Probleme und den Ansatzpunkt für eine Gesellschaftskritik, die uns in unserer Praxis leitete. Klar, der Deklassierungsbegriff würde heute nicht mehr treffen, weil es die proletarischen Jugendlichen und das Proletariat wie noch 1968 so nicht mehr gibt. Aber es gibt natürlich auch heute die Möglichkeit, in der Sozialen Arbeit auf einer Grundlage von kapitalismuskritischen Strukturanalysen eine gesellschaftskritische Praxis zu entwickeln mit dem Ziel zu verhindern, dass Jugendliche kriminalisiert werden, ohne solche Praxis mit „Prävention“ legitimieren zu müssen.

L: Jetzt machen Sie einen argumentativen Taschenspielertrick. Da halte ich mal dagegen. Erstens spielen Sie Prävention gegen Gesellschaftskritik aus. Das sehe ich überhaupt nicht ein. Wieso denn? Nein, Präventionskritik und Gesellschaftskritik gehören zusammen, bedingen einander. Das geht gar nicht anders, und das kann man nicht gegeneinander ausspielen.

K: Passiert dennoch.

L: Natürlich.

K: Aber wenn die jetzt mit Prävention begründete Praxis gesellschaftskritisch begründet würde, dann würde, was Sie selber vorhin beschrieben haben – von diesem Präventionswahn, der von der Realität abhebt, – nicht passieren.

L: Da haben Sie einen festen Glauben in Bezug auf die Gesellschaftskritik. Ich bin da etwas skeptischer: Man kann in vielfältiger und avancierter Form kritisch philosophieren, die Gesellschaft bleibt trotzdem im Kern unverändert.

K: Aber das hebt doch die Kritik nicht auf.

L: Das habe ich nicht behauptet, dass die sich aufhebt oder überflüssig wird. Gerade deshalb beharre ich auf meiner Kritik eines überzogenen Präventionsverständnisses. Ich will nur nicht das gegeneinander ausspielen. Nein, nein, Kritik ist völlig berechtigt.

K: Das war jetzt eine entsprechende Retourkutsche.

L: Mir ist noch ein zweiter Punkt wichtig: Wenn die Kritik an Deklassierungsprozessen rund um 68 nicht als intellektuelle *l'art pour l'art* betrieben wurde, wenn also mit dieser Kritik in irgendeiner Weise politische und praktische Veränderungsprozesse mitgedacht worden sind, dann kommt man doch nicht umhin zu erkennen, dass dieser Kritik eine Präventionslogik inhärent ist – auch wenn das so nicht benannt wurde. Man war sich einig, dass Deklassierungsprozesse kritikwürdig und – wenn man nicht zynisch war – vermeidungswürdig waren. Genau aus dieser Annahme und der damit verbundenen moralischen Empörung lebte

die Kritik. Und man dachte darüber nach, wo man ansetzen muss, um derartige Prozesse zu vermeiden. Präventionsdenken pur würde ich das bezeichnen. Und jetzt gibt es zwei Varianten: Entweder ich stelle mich dem und reflektiere das oder ich versinke in Sprachlosigkeit an dieser Stelle und diskutiere das nur noch im Kontext von Gesellschaftstheorie. Das fände ich fatal.

K: Ja. Zur Sprachlosigkeit komme ich gleich noch.

L: Sie sehen, dass das ein zentrales Argument ist.

K: Ich habe noch zwei Punkte, die ich gerne noch mit Ihnen besprechen sollte. Ich glaube, dass dieser Präventionswahn oder dieses Erfolgsmodell des präventiven Denkens in der Sozialen Arbeit etwas mit Identitätspolitik zu tun hat. Sie haben vorhin selber gesagt, man wollte weg von der sozialen Klempnerei und immer nur Reparaturwerkstatt sein und immer sich auf der Seite der Defizite bewegen. Da kann man jetzt alle möglichen Schlagworte bringen. Und seit einiger Zeit bemüht sich ja die Soziale Arbeit und die Kinder- und Jugendhilfe sozusagen in die Offensive zu kommen. Jetzt gerade vor ein paar Wochen gab es in Berlin eine Tagung, so ein kleiner Jugendhilfetag in Berlin-Mitte, unter der Überschrift „Wie können wir das gesellschaftliche Image der Sozialen Arbeit verbessern“. Da gibt es ganz viele Ebenen, auf denen, wie ich glaube, Identitätspolitik betrieben wird. Und dieses gesellschaftliche Ansehen soll auch über die Selbstdefinition „Soziale Arbeit leistet Prävention“ gestärkt werden. So habe ich auch einen Text in „Mythos Prävention“ verstanden. Da steht, was Sie jetzt auch schon ein paarmal gesagt haben, Prävention sei ein Strukturelement moderner Gesellschaften.

L: Genau.

K: Ich denke, dass man sich mit dieser These gut inszenieren kann als ein Akteur der Prävention und damit als „primärer Definierer“ auftreten kann für alle möglichen in der Öffentlichkeit als Gefahren und Gefährdungen, als potentielle Bedrohungen gewerteten Situationen, denen mit Prävention begegnet werden soll. Ich glaube, das ist bezogen auf unser Thema ein wichtiger Punkt. „Wir verstehen uns gegenüber der Öffentlichkeit, den Medien als Fachleute, als Experten für Prävention, als primärer Definierer für die Gefahren und Bedrohungen, die im Zusammenleben der Menschen in der modernen Gesellschaft entstehen“. Verführt diese Position nicht zu alldem, was wir gemeinsam kritisieren? Ist das nicht auch ein identitätspolitisches Projekt, das Dimensionen aufmacht, die wir noch gar nicht diskutiert haben? Ich halte es für sehr schwer, gegen diese Identitätspolitik Ihr Anliegen der Verfälschung des Präventionsdiskurses irgendwie durchzusetzen. 1999 habe ich geschrieben, wenn die Kollegen und Kolleginnen von Prävention sprechen, dann leuchten ihre Augen, weil sie glauben, damit dem ewigen „Reparaturbetrieb“ in der Sozialen Arbeit zu entkommen. Diese Hoffnung

steckt da drin. Ich glaube, dass das tendenziell unkritisch macht, wenn Professionelle in der Sozialen Arbeit ihr berufliches Selbstverständnis daraus ableiten.

L: Man kann dieser These ja schlecht widersprechen. Da ist was Wahres dran. Und diese ewige Selbstvergewisserung der Sozialen Arbeit, wer wir eigentlich sind, was unsere Aufgaben und Funktionen sind, die Professionalisierungsdebatten und die ewige Suche nach der eigenen Identität – also ich wundere mich immer wieder und finde das auch nur begrenzt anregend. Es gibt ja Autoren und Autorinnen, die weitgehend davon leben, die Bedrohung der eigenen Professionalität analytisch aufzubereiten und in immer neuen Wendungen darzustellen.

K: Seit 50 Jahren.

L: Das ist ein irritierendes Phänomen. Ihrer Diagnose würde ich vor diesem Hintergrund ein Stück weit Recht geben, dass es nichts gibt in der Sozialen Arbeit, das mit diesem Themenkomplex berufsständischer und identitäts- bzw. fachpolitischer Interessen nicht verwoben ist. Zugleich muss man aufpassen, und das würde ich schon stark machen wollen, dass es sich darauf nicht reduzieren lässt. Weil dieses Denk- und Handlungsmuster Prävention eben kein Muster ist, das die Soziale Arbeit für sich entdeckt hat, um sich sozusagen berufsständisch und identitätspolitisch zu stabilisieren, sondern es handelt sich um ein weithin und in ganz unterschiedlichen Kontexten nutzbares gesellschaftliches Muster. Nehmen wir das Gesundheitssystem. Diese Art von Identitätsproblemen gibt es dort gewiss nicht. Und trotzdem wird auch dort ununterbrochen auf Prävention rekurriert bis hin zu den Debatten um das sogenannte Präventionsgesetz. Genau an solchen Stellen zeigt sich auch, warum die Trennung von Präventionskritik und Gesellschaftstheorie bzw. -kritik so fatal wäre. Genau hier hat Gesellschaftstheorie anzusetzen, um zu klären, was das für eine Gesellschaft ist, die dermaßen das Präventionsdenken generalisiert und gläubig auf Prävention setzt. Ich denke beispielsweise dabei an die Debatten um den aktivierenden Sozialstaat, trotz aller Unterschiede an die Arbeiten von Stephan Lessenich, Ulrich Bröckling, Hartmut Rosa und viele andere. Viel von dem, was in der Sozialen Arbeit geschieht, muss man genau in solchen Kontexten reflektieren. In Bezug auf unser Thema: Die Präventionsdiskussion loszulösen von den Diskursen und Praktiken eines aktivierenden Sozialstaats, das geht nicht, das gehört unweigerlich zusammen. Deswegen will ich das auch nicht gegeneinander ausspielen.

Also: Wir haben es einerseits sicherlich mit berufsständischer Identitätspolitik zu tun. Es ist aber auch gleichsam ein Element davon, dass Soziale Arbeit Funktionserfordernisse in einem vorhandenen – ich sag jetzt mal Vergesellschaftungsmodell moderner sozialstaatlicher Gesellschaften erfüllt. Das Hin- und Herchangieren zwischen Reaktion und Prävention ist dabei eines der zentralen

Merkmale. Und insofern muss man sich dann in der Tat auch Modelle von Sozialstaatlichkeit anschauen. Und das finde ich interessant zu diskutieren: Welche Entwicklungen lassen sich beobachten?

K: Ja. Das erleben wir ja auch mit den „Widersprüchen“. Diese Diskussion wird ja in der Redaktion ständig geführt: Aktivierender Sozialstaat und die damit zusammenhängenden Fragen. Auf dem Hintergrund diskutieren wir ja über Prävention. Noch eine Frage, bevor ich zur Sprachlosigkeit komme oder zu den Alternativen, die ich mir vorstelle, wie man damit umgehen kann: Sie haben von den Ambivalenzen im Umgang mit dem Präventionsbegriff gesprochen. Die haben wir jetzt an vielen Punkten miteinander diskutiert und bezogen auf das, was mit Ambivalenzen und Paradoxien gemeint ist, sind wir uns doch einig.

L: Ja.

K: Nur nicht bezogen auf den Punkt, dass es Ambivalenzen und Paradoxien des Präventionsbegriffs sind. Sie haben ein paarmal gesagt, der Präventionsbegriff werde missbraucht.

L: Das liegt in der Logik.

K: Ja, und da gibt es in Ihrem Text in „Mythos Prävention“ einen Kasten mit einem herausgehobenen Satz – hier: „Der Präventionsbegriff ist davon bedroht, für fast jede Maßnahme als Begründung herhalten zu müssen“. Diese Formulierung erscheint mir so, als wenn alles, was wir jetzt besprochen haben, von außen an den Präventionsbegriff herangetragen wird. Aber was ist die andere Seite der Ambivalenz? Wir haben jetzt immer die Ambivalenzen und die Paradoxien besprochen, aber wenn wir den Ambivalenzbegriff nehmen, muss es eine andere Seite geben, die positiv zu formulieren ist. Und da wollte ich Sie fragen, was ist die andere Seite der Ambivalenz? Denn die Mühe habe ich mir gemacht, alle Texte durchzugucken. Und die andere Seite habe ich eigentlich auf der konkreten Ebene, auf der Praxisebene, nicht gefunden. Nur bezogen auf Postulate.

L: Die andere Seite ist natürlich nach wie vor die (pädagogische) Praxis, die sich darum bemüht, durch Förderung, durch Begleitung, durch Unterstützung, durch Beratung etc. zukünftig unerwünschte Konstellationen erfolgreich zu vermeiden.

K: Und dann ist noch die Frage – okay, also das nehme ich erstmal so.

L: Man kann ja nun wirklich nicht behaupten, dass diese Praxis ständig scheitert. Sie kann keine Garantien geben, aber erstaunlich erfolgreich ist sie dennoch immer wieder – vor allem wenn man sich ihre immanenten und externen Grenzen sowie ihre „Technologiedefizite“, um einen Begriff von Niklas Luhmann und Karl Eberhard Schorr aufzunehmen, vor Augen führt. Man kann doch nicht wegdiskutieren, dass es Praxen gibt, die heute agieren, um morgen erfolgreich Probleme

zu vermeiden, um jungen Menschen Autonomiegewinne zu ermöglichen, statt Einschränkungen hinnehmen zu müssen, um ihr eigenes Leben gestalten und ihre eigenen Glücksvorstellungen realisieren zu können. Ich sage bewusst nicht: nur zu funktionieren. Das bleibt als positive Seite erhalten.

K: Und das ist ganz stark gegenwartsbezogen.

L: Das geschieht heute und ist für morgen unter Umständen immer noch folgenreich. Die darin eingelagerten Paradoxien und Unsicherheiten sind nicht aufhebbar. Und man muss es aushalten, dass es Fälle gibt, wo es nicht gelingt, und dass es Fälle gibt, die gelingen. Aber die gelingen, sind schon auf der positiven Seite. In jedem Fall handelt es sich um mehr oder weniger ungedeckte Schecks auf die Zukunft. Aber dazu gibt es im pädagogischen Handeln keine Alternative, weil dieses so oder so auf Zukunft bezogen ist.

K: Auf welche Zukunft? Also das ist hier –

L: Auf die des Subjektes. Nicht auf meine.

K: Auf die Zukunft dieses Subjektes. Ob es Kind oder Jugendlicher

L: Ja, wie auch immer.

K: Und irgendwann erwachsen sein wird.

L: Ja.

K: Also eine biografische Perspektive.

L: Ja.

K: Wie es an einer Stelle der Beiträge heißt, also kein Zukunftsmanagement der Gesellschaft, sondern eine biografische Perspektive pädagogischen Handelns. Und das habe ich, glaube ich immer gemacht, in den 25 Jahren meiner Praxis als Sozialarbeiter/Sozialpädagoge. Aber das war für mich pädagogisches Handeln. Und ich frage mich die ganze Zeit, was ist das eigentlich, dass ich nicht auf die Idee gekommen bin, das als Prävention zu bezeichnen mit all den Geschichten, die wir jetzt besprochen haben, die da dran hängen. Sondern dieses pädagogische Handeln war immer ganz konkret situationen- und personenbezogen innerhalb von Zeitsegmenten, die für die Beteiligten auch überschaubar waren. Und ich habe jetzt den Eindruck, dass Sie diese Begriffe Pädagogisches Handeln und Präventives Handeln fast synonym setzen.

L: Nein. Präventives Handeln ist ein Aspekt pädagogischen Handelns. Wenn wir uns über die immanenten Strukturen, die Widersprüche, die Paradoxien, die Ambivalenzen pädagogischen Handelns einig sind und das nicht technologisch linearisieren, didaktisieren, formalisieren wollen, wenn wir uns also darüber einig sind, dann sind wir uns in meiner Wahrnehmung auch ganz schnell einig, dass pädagogisches Handeln erstens immer zukunftsbezogen ist und zweitens dass darin Momente eingelagert sind, die darauf abzielen, wie

auch immer begriffene unerwünschte Versionen von Zukunft zu vermeiden. Pädagogischem Handeln wohnt also präventives Denken und Handeln als ein Moment gleichsam inne.

K: Okay. Also damit hätte ich keine Schwierigkeiten. Wir müssen dann nur versuchen zu erklären, warum und wie es sich von diesem konkreten Punkt abgelöst hat. Wie konnte es geschehen, dass in so einem Umfang dieser Präventionswahn entstanden ist? All das, was Sie vorhin auch selber beschrieben haben –

L: Bin ich sofort dabei.

K: Ja. Wie konnte das geschehen, dass – das hängt m.E. mit der Logik des Präventionsdenkens zusammen. Die hat mit einem pädagogischen Handeln, das Unerwünschtes für heute und für morgen in konkreten Situationen mit konkreten Menschen zu vermeiden sucht, ihren Ausgangspunkt. Aber wie kommt es zu dieser Legierung von „Gefahr“ und „Zukunft“, die ja den Präventionsbegriff prägt und zu seiner ideologischen Aufblähung?

L: Das ist für mich nur gesellschaftspolitisch aufklärbar – und hängt am Rande erwähnt auch mit der – um Ihre Formulierung zu verwenden – der Aufblähung (wir haben es vor einigen Jahren mal Entgrenzung genannt) pädagogischen Denkens und Handelns zusammen. Der bis heute anhaltende Glaube an die Macht von pädagogischer Beeinflussung und Bildung ist dafür nur ein Beleg. Einher ging dies mit der Erfahrung, dass die traditionellen Lösungen an ihre Grenzen kamen. Es war ja nicht mehr bestreitbar, dass man z.B. mit den klassischen repressiven Mitteln nichts löst. Die Kritik an der Repression und Reaktion mündete in die Forderung, „früher anzusetzen“ und „das Übel an seinen Wurzeln zu bekämpfen.“ Es waren die aus der Repressionskritik hervorgehenden Modernisierungsimpulse, die die Präventionsidee allseits konsensfähig gemacht haben. Man könnte dies an den Schriften der damaligen Protagonistinnen und Protagonisten bis in das Detail nachzeichnen. Da hat eine Gesellschaft ein Stück weit aus der Kritik gelernt und andere Formen sozialer Kontrolle entwickelt und mit viel Geld ausgebaut. Interessant finde ich dabei den internationalen Vergleich, denn wenn man z.B. die USA oder Großbritannien ansieht: dann wird schnell erkennbar, dass dort offenbar andere Konsequenzen gezogen worden bzw. Lernprozesse mittlerweile rückgängig gemacht worden sind. Und bei aller berechtigten Präventionskritik sei angemerkt, dass ich vor diesem Hintergrund die vergleichsweise starke Betonung von Pädagogik und Prävention in Deutschland – z.B. im Zusammenhang mit dem Jugendstrafrecht – bei Weitem vorziehe.

Die Mächtigkeit der Präventionsidee ist für mich also nicht ein für das Feld der Sozialen Arbeit spezifischer Prozess, sondern ist nur als ein Moment eines gesellschaftspolitischen Lernprozesses verstehbar, in dessen Verlauf Prävention

sich zu einer allgemeinen Diskursformel und einem Dispositiv entwickeln konnte, das heute über nahezu alle politischen Lager hinweg Konsens findet.

K: Verbunden mit der gesamten Risikosemantik.

L: Mit all dem, mit Risikosemantik, mit Risikoin szenierungen, Verdachtslogik – mit all dem, was dazugehört – selbstverständlich.

K: Ja. Gut, ich glaube, da hat sich einiges geklärt. Das ist auch ein Standpunkt. Das fand ich sehr spannend. Jetzt nochmal zu Ihrer Frage, wenn man den Präventionsbegriff streicht, dann landet man in der Sprachlosigkeit. Und ich habe ja schon in verschiedenen Punkten ein bisschen was dazu gesagt, bezogen auf meine lange Praxis, die ich hatte als Sozialpädagoge und Sozialarbeiter, in der Heimerziehung, der Bewährungshilfe, der Drogenarbeit, der Offenen Jugendarbeit. Ohne dass ich die Präventionssemantik drauf hatte, bin ich bei der Begründung meiner Arbeit, bei der Auseinandersetzung mit an ihr geübter Kritik, nie in Sprachlosigkeit versunken.

L: Das war jetzt auch nicht so gemeint. Es geht um den Diskurs und nicht um ein persönliches Sprechen.

K: Wie könnte man dieser Präventionssemantik etwas entgegensetzen und wie könnte man die These „der Prävention vorbeugen“, den Präventionsbegriff abschaffen, umsetzen?

L: Da bin ich jetzt der Falsche, ich kann da keine Auskunft geben.

K: Aber Sie können ja versuchen, etwas dazu zu überlegen. Ich glaube, dass wir zum Schluss einen gemeinsamen Ansatzpunkt gefunden haben. Etwa so: Man braucht die Präventionssemantik nicht in der Verständigung über ganz konkrete Situationen, bezogen auf Probleme, die man gemeinsam definieren kann. Auf diese Weise können die mit „Prävention“ verbundenen problematischen Weiterungen, die wir diskutiert haben, vermieden werden. Ich könnte mich mit Ihnen jetzt, bezogen auf eine konkrete pädagogische Situation verständigen, ohne dass wir dabei über „Prävention“ bzw. „präventive Wirkungen“ nachdenken müssten.

L: Natürlich, sofort.

K: Also man kann in der Praxis und im Alltag relativ mühelos darauf verzichten. Ich will es auch nicht, weil ich das Negative, was dem Präventionsbegriff anhaftet, nicht legitimieren und verbreiten will. Dann glaube ich, dass man, vieles von dem, was mit der großen Bedeutungsaufladung des Präventionsbegriffs zusammenhängt, herunterholen kann auf eine Ebene, wo ich diesen Metadiskurs der Prävention nicht brauche. Das gilt eigentlich für alle Bereiche des Lebens immer dann, wenn es um den Umgang mit Problemen des Alltagslebens geht. Ich glaube, gerade da, wo es sich um ganz unmittelbare Formen von Behinderung, Beängstigung, Bedrohung handelt, gibt es Möglichkeiten der Kommunikation

und auch Antworten, die mit Prävention nichts zu tun haben und auch nicht als solche konstruiert werden sollten. Das Präventionsdenken ist historisch in der Frühaufklärung, von Leibniz ausgehend, aus dem Bedürfnis heraus entstanden, die wirtschaftlichen Folgen von Schicksalsschlägen wie Unwetter, Überschwemmungen, Brand abzumildern. Dabei handelte es sich um den berechtigten Wunsch nach Sicherheit im Alltag. Wenn man den nicht so ideologisch auflädt, wie es im Moment hier in Bayern die Regierung bezogen auf die Flüchtlinge macht, sondern das Bedürfnis, in Sicherheit leben zu können, nicht Gewalt ausgesetzt zu sein, die tatsächlichen Lebensbedürfnisse erfüllen zu können, dann kommt man auf eine konkrete Ebene von Bedrohungssituationen oder Marginalisierungssituationen und kann über Möglichkeiten nachdenken, ihnen jetzt und nicht in irgendeiner Zukunft abzuweichen. Ich habe in meiner sozialarbeiterischen Praxis den Meta-Diskurs über Prävention jedenfalls nicht gebraucht.

L: Das stimmt doch nicht, dass Sie ihn nicht gebraucht haben. Sie beziehen sich permanent darauf. Ich kenne Aufsätze von Ihnen, wo Sie in der Sache präventiv argumentieren – auch wenn Sie den Begriff vermeiden. Und auch Ihre Argumentation gerade hier impliziert doch letztendlich präventives Denken. Wer in Sicherheit leben möchte, um Ihr Beispiel aufzunehmen, muss sich darum kümmern, dass zukünftige Gefahren vermieden werden, vor allem, dass sie sich nicht realisieren. Wir beide müssen doch anerkennen, dass das damit zusammenhängende Denken in präventiven Logiken in der Welt ist und mächtig und wirksam ist. Und jetzt gibt es zwei Varianten. Entweder ich beziehe mich darauf, versuche die Diskurse und Praxen auf ihren sachlichen Kern hin einzuhegen und über die hypertrophen Aufblähungen aufzuklären

K: Das ist klar.

L: Oder aber ich schaffe den Begriff ab und kopple mich von der gesamten Debatte ab mit dem fatalen Effekt, dass damit das Denk- und Handlungsmuster selbst noch lange nicht aus der Welt ist und ich nur nicht mehr darüber sprechen kann.

K: Okay, jetzt habe ich was verstanden. Sie assoziieren mit unserer Forderung, „den Präventionsbegriff abschaffen“, sich nicht mehr mit ihm auseinanderzusetzen.

L: Das muss ich doch.

K: Nein. Das ist damit nicht gemeint. Sondern damit ist gemeint, ihn zu dekonstruieren, wie wir das ja auch mit vielen anderen Begriffen versuchen. Dabei stoßen wir auf seine Paradoxien und impliziten Wirkungen usw. – darum geht es.

L: Das tue ich ja die ganze Zeit. Aber ich schaffe ihn nicht ab.

K: Nein. Sie sagen aber – Sie sagen nicht, das ist der Präventionsbegriff, sondern Sie sagen, er ist bedroht, er wird missbraucht usw., das heißt, so verstehe ich Sie, Sie wollen ihn retten.

L: Der Begriff als solches interessiert mich ehrlich gesagt nicht wirklich. Ich brauche ihn, weil er mir ermöglicht, die mit ihm bezeichneten Denk- und Handlungsmuster zu kommunizieren. Wenn ich den Präventionsbegriff streichen würde, bleiben noch die entsprechenden Denk- und Handlungsmuster samt ihren immanenten Strukturproblemen und Paradoxien, z.B. die permanente Vorverlagerung von Interventionen. Deshalb geht es mir nicht vorrangig um den Begriff, aber um die damit bezeichnete Denk- und Handlungslogik, die sich – soweit absehbar – nicht auflösen und abschaffen lässt. Wie Sie vorhin schon zugegeben haben, präventives Denken und Handeln ist in der Welt allgegenwärtig und fast universell verfügbar und mit ihm das Etikett. Zugleich – und da passt vielleicht der Begriff der Rettung besser – bin ich im Zweifelsfall in politischen und pädagogischen Kontexten bereit, mich auf die Seite von Prävention zu schlagen, weil ich diese Option in vielen Kontexten immer noch überzeugender finde als das allzu schnelle Setzen auf Strafverschärfung, Einschluss und repressiver Kontrolle. Man mag aus einem kulturkritischen Blick dies manchmal anders sehen.

K: Man müsste den Begriff nicht abschaffen, ihn nicht dekonstruieren, wenn es ihn nicht gäbe. Aber Sie haben eben den Begriff Etikettierung benutzt. Und ich glaube, dass dieser Präventionsbegriff selber ein Etikettierungsbegriff ist. Und zwar für das, was Sie wollen. Sie wollen die Struktur des pädagogischen Handelns aufklären.

L: Ja.

K: Und das, an diese Struktur des pädagogischen Handelns mit dem Präventionsbegriff heranzugehen, bedeutet meines Erachtens, diese Struktur selber zu etikettieren mit allem, was in dem Begriff drin steckt. Und deswegen bin ich der Meinung, wir müssen uns da Alternativen einfallen lassen. Auch in dem, was wir sagen, was wir veröffentlichen, in dem was wir forschen, in dem wie die Evaluation damit befrachtet wird. Das ist ja eines der Hauptgeschäfte von so vielen Forschungsinstituten. Ich glaube, dass das DJI mit dem Versuch in „Mythos Prävention“, den Präventionsbegriff zu konzentrieren, alle seine problematischen Seiten zu beleuchten, ihn praktikabel machen will, weil Ihr glaubt, dass es unmöglich ist, auf ihn zu verzichten, weil er für Euch eine Struktur moderner Gesellschaften beschreibt, ein Strukturbegriff ist.

L: Exakt.

K: Die Redaktion der Widersprüche hält ihn dagegen für einen ideologischen Begriff, der mit Ideologiekritik zu dekonstruieren ist. In dieser grundsätzlich verschiedenen Wertung des Begriffs liegt m.E. unser Dissens. Durch einen der Artikel in „Mythos Prävention“ ist mir klar geworden, wie sehr der Präventionsbegriff zurzeit das ganze Evaluationsgeschäft befrachtet und bedrückt. Ich glaube, man

könnte da raus. Ein Institut wie das DJI und eine Zeitschrift wie die „Widersprüche“ und viele, viele andere könnten sich daran beteiligen, da rauszukommen. So wie sich viele auch daran beteiligt haben, das Präventionsdenken zum Mainstream in der Sozialen Arbeit zu machen. Das ist ja nicht einfach „über uns gekommen“. Es ist von Menschen gemacht und etabliert worden, also kann es auch von Menschen wieder abgeschafft werden. Z.B. hat der Bielefelder Sonderforschungsbereich in den frühen 80er Jahren unglaublich dazu beigetragen, „Prävention“ nach oben zu schaffen und aufzublasen und zu dem zu machen, was wir in unserem Gespräch übereinstimmend festgestellt haben. Nach all dem, was wir heute über die problematischen Langzeitfolgen des Präventionsparadigmas für die Soziale Arbeit, speziell für die Kinder- und Jugendhilfe wissen, könnten wir uns jetzt vornehmen, aus dem ganzen Präventionsgeschäft – und m.E. ist es hauptsächlich ein Geschäft – auszusteigen und uns nicht weiter daran zu beteiligen.

L: Wir können jetzt mal ein bisschen träumen – fünf Minuten lang. Also angenommen, ich lasse mich auf die These ein zu sagen, wir arbeiten daran, um diesen Begriff aus der Welt zu bringen, ihn dekonstruieren – wobei Letzteres aus meiner Sicht erst mal kein Problem darstellen dürfte, stellen sich für mich zwei Fragen: Das Erste wäre die Machtfrage, und ich fürchte, dass ich dazu zu viel Michel Foucault gelesen habe, um in Bezug auf die zeitnahe Veränderbarkeit von Dispositiven und Diskursen allzu große Erwartungen zu hegen. Schlimmer noch: Politisch und praktisch stärke ich mit der gründlichen Dekonstruktion der Präventionsidee Positionen, von denen ich gehofft habe, dass sie hinter uns liegen. Der ewige Reflex, auf Strafverschärfung zu setzen, wäre so ein Fall.

K: Ich gebe zu, das ist praktisch ein Torschuss.

L: Das Zweite ist das systematische Argument, und das sehe ich schlicht anders als Sie. Angenommen es gelingt, die Präventionsidee nachhaltig zu desavouieren, den Begriff sozusagen zu einer ernsthaft nicht mehr vertretbaren Diskursformel werden zu lassen – was im Übrigen mehr wäre als Dekonstruktion.

K: Ja, das stimmt.

L: Was wäre damit gelöst? Wie vorhin schon angedeutet, sind damit die damit einhergehenden Denk- und Handlungsprobleme nicht aus der Welt.

Ich mache das an einem schon angerissenen Beispiel deutlich. Wir haben uns vorhin über die paradoxen Strukturen pädagogischen Handelns verständigt, denken da sehr ähnlich. Zugleich führen wir seit Jahren eine breite öffentliche Diskussion, lange Zeit fast schon euphorisch, in Bezug auf die gesellschaftspolitischen Leistungen von Lernen und Bildung. Auch dort finden Sie – übrigens ohne Rekurs auf den Präventionsbegriff – vielfältige Begründungen für Frühe Hilfen, Förderung und Bildung – und mittlerweile auch eine breit ausgebaute

Praxis. Wir haben es mit einer phänomenalen Ausweitung der pädagogischen Sphäre im öffentlichen und staatlichen Auftrag zu tun, um möglichst frühzeitig alle Bildungspotenziale zur Entfaltung zu bringen. Bildung mutiert auf diese Weise zu einer fast schon universellen Antwort auf ganz heterogene Herausforderungen, und Sie wissen selbst, dass damit alles – u.a. auch Exklusion, Armut und ähnlich unerwünschte Lebenslagen – vermieden werden sollen. Bildungspolitik sei die beste Sozialpolitik, heißt es dann, und das Wunderbare ist, dass man bei alledem ganz ohne explizite Präventionssemantik auskommt. Die zugrunde liegende Logik, das wäre meine These, ist jedoch in wesentlichen Momenten, vor allem wenn es um die Vermeidung gesellschaftlicher Probleme geht, identisch. Wir haben nichts gelöst, wenn wir den Präventionsbegriff auf die Müllkippe kippen.

K: Da stimme ich Ihnen vollkommen zu. Aber der Präventionsbegriff legitimiert diese ständige Entgrenzung und Ausweitung.

L: Ich weiß nicht genau, was da legitimiert wird.

K: Wenn Sie diese ganze Präventionsdebatte über Kinderspielzeug betrachten, das was Silbereisen über die Vorverlagerung der Prävention ins Pränatale geschrieben hat, die Suchtprophylaxe oder diese absurde Drogenprävention?

L: Spielzeug im Kindergarten?

K: Spielzeug im Kindergarten und Präventionsgespräche mit werdenden Müttern und neuerdings die in einen sexualpädagogischen und sexualmoralischen Rollback umgeschlagene Debatte über die Prävention von sexueller Gewalt, in der es schon längst nicht mehr um den konkreten und wirksamen Schutz von Kindern und Jugendlichen geht. Immer wenn die Ebene des konkreten Schutzes vor konkreten Gefahren verlassen wird, entwickelt sich ein nicht mehr zu kontrollierender Gefahren- und Präventionsdiskurs, in dessen Verlauf zwangsläufig alle die von uns festgestellten problematischen Wirkungen entstehen. Ich habe in meinen 56 Jahren in der Sozialen Arbeit noch kein einziges Mal das Gegenteil erlebt. Das gilt auch für die von Ihnen beschriebene ständige Vorverlagerung pädagogischen Handelns, die doch mit der Behauptung, damit den Heranwachsenden in der Zukunft drohenden Gefahren vorzubeugen, legitimiert wird. Und wenn man genauer hinschaut, geht es dabei oft genug gar nicht um das viel beschworene „Kindeswohl“, sondern um die ideologische Absicherung und praktische Durchsetzung von normativen Erwartungen der Dominanzkultur, also um das „Wohlverhalten“ der zukünftigen Erwachsenen.

L: Nein, das ist mir zu kurz gesprungen. Das ist eine Dimension. Das andere ist der allortort grassierende Optimierungswahn, der pädagogisch hergestellt werden muss. Ich spitze das ein wenig zu: Verloren gegangen sein mag die begründete Hoffnung auf grundlegenden gesellschaftlichen Wandel. Nicht verloren gegangen,

ganz im Gegenteil, ist die Idee, via möglichst früher und guter Pädagogik und Bildung gesellschaftliche Probleme, wenn nicht zu lösen, so doch mindestens zu entschärfen. Und selbstverständlich reichen die damit einhergehenden Machbarkeitsphantasien bis in den pränatalen Bereich hinein – unterfüttert durch allerlei Zeitfenstertheorien. Ich habe gerade schon auf die jüngeren Bildungsdiskurse verwiesen. Was Bildung plötzlich alles ermöglichen soll – bis hin zum Abbau sozialer Ungleichheit. Wir haben meines Erachtens eine hypertrophe Diskussion und Erwartungshaltung über das, was mit Erziehung und Bildung in dieser Gesellschaft alles machbar ist. Angesetzt wird dabei auf der individuellen Ebene, nicht auf der gesellschaftlichen Ebene. Das Kuriose in der gegenwärtigen Diskussion um Prävention besteht für mich darin, dass nicht wenige Kritiker von Prävention stattdessen auf Bildung setzen. Meine These wäre, solange Bildung in der mittlerweile allerorten selbstverständlich gewordenen instrumentellen Weise als Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen gedacht wird, stellt sich für mich die Frage, was damit gewonnen wäre. Diskutieren können wir dann wieder über die Ambivalenzen des pädagogischen Optimierungswahns und der Visionen individueller Gestaltbarkeit, denn in der Eröffnung von Bildung sind auch Chancen enthalten. Wir müssten dann über die Ambivalenzen, die Janusköpfigkeit von Prävention, Bildung und die personenbezogenen Optimierungsstrategien, die dahinter stehenden Machbarkeitseuphorien und ihre gesellschaftlichen Kontexte diskutieren.

K: Das nehmen wir jetzt als Schlusswort. Gut. Herr Lüders, das war sehr schön mit Ihnen zu diskutieren, hat Spaß gemacht.

L: Das beruht ganz und gar auf Gegenseitigkeit.

*Christian Lüders, Nockherstr. 2, 81541 München
E-Mail: lueders@dji.de*

*Manfred Kappeler, Schmidt-Ott-Str. 11 B, 12165 Berlin
E-Mail: drkappeler@arcor.de*